

Die Opiumsuche

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **33 (1925)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-973891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

et à pouvoir manger des champignons que par prudence nous classons parmi les dangereux, parce qu'ils ont les feuillets blancs et un collier.

5. Ce sont les champignons à feuillets qui renferment tous les champignons mortels, les autres peuvent quelquefois indisposer, mais aucun d'eux ne peut empoisonner.

6. Tous les bolets, notamment, peuvent être mangés, s'ils ne sont pas désagréables au goût.

7. Pour éviter de récolter *l'entolome livide*, appelé aussi la perfide, abstenez-vous de récolter les champignons dont les feuillets restent rosés ou rougeâtres sans collier.

8. Ne pas manger de champignons crus et surtout en consommer avec modération, car il ne faut pas oublier qu'ils sont de digestion difficile, et que, par suite, ils peuvent donner lieu à des indispositions, pouvant faire croire à un commencement d'empoisonnement.

9. Ne pas oublier qu'il n'existe aucun moyen de rendre inoffensifs les champignons mortels. Ne pas croire qu'un champignon est comestible parce qu'il a été entamé par les limaces ou autres animaux.

10. En cas d'indisposition, la première chose à faire, en attendant le médecin est de provoquer les vomissements.

P. Dumec.

Die Opiumleude.

Vor etlichen dreißig Jahren wurde ein Chinese oder Japaner, der sich bei uns irgendwo blicken ließ, immer als eine Art Wundertier angesehen. In Scharen liefen die Kinder ihm nach und wurden nicht müde, neugierig seine Schlitzaugen oder gar seinen Zopf zu betrachten. Und wie hat sich das seither geändert! Mit der Niederwerfung des

Boxeraufstandes in den Jahren 1900 und 1901 begann auch für China die Annäherung an die europäische Kultur, welcher der kleinere mongolische Bruder Japan schon mehrere Jahrzehnte vorangegangen war. Heute liegen in den großen Seehäfen Europas chinesische Handelschiffe, und auch ihre Kriegsschiffe beehren Europa mit einem mehr oder weniger willkommenen Besuch. Die Besatzung dieser chinesischen Handelschiffe besteht fast ausschließlich aus Chinesen und Malaien, nur in seltenen Fällen gehört ein Japaner oder Europäer zu ihr.

Der Chinese hat der Zivilisation wohl seinen Zopf zum Opfer gebracht, in seinen Gebräuchen ist er aber meistens sehr konservativ geblieben. Das zeigt sich auch schon in der großen Anzahl chinesischer Speisewirtschaften, die jede größere Hafenstadt, wie z. B. Hamburg, aufzuweisen hat. Hier ist die Gabel streng verpönt, an ihrer Stelle ist der Chinese auch hier mit dem Stäbchen und tut sich gut an seinen landesüblichen Leiberichten, deren Zusammensetzung und Zubereitung dem Europäer oft einen gewissen Ekel verursachen. Geschäftstüchtige Chinesen haben in Hamburg Tanz- und Musikcafés gepachtet, wo sie ihren in den Hafen einlaufenden Volksgenossen Unterhaltungen aller Art bieten. Und daß das chinesische und malaiische Schiffsvolk auch in anderer Beziehung nicht zu kurz kommt, dafür sorgt schon die Masse deutscher und fremdländischer Dirnen, die sich schamlos dem wahrlich nicht sauber zu bezeichnenden mongolischen Schiffsvolk an den Hals werfen. Mit dem Anwachsen des chinesischen Verkehrs haben auch ihre Unsitten und Laster in den Hafentädten Eingang gefunden. Der Opiumgenuß ist wohl das verbreitetste Laster der Chinesen, dem in China weite Kreise des Volkes rettungslos verfallen sind. Morphium, Aether, Kokain haben zwar als Rauschmittel auch große Bedeutung erlangt, obschon der weiteren Verallgemeinerung überall soweit möglich, der

Niegel gestoßen wird. Die Opiumseuche hält aber langsam ihren Einzug in Europa und Amerika und vergiftet das Volksleben, auch das deutsche. Noch zwei andere Betäubungsmittel hat das fremde Schiffsvolk in Hamburg eingeführt: „Maroquana“ und „Heroin“, zwei Gifte, die beide wohl spanischen oder südamerikanischen Ursprungs sind. Wie man Kokain unter der Bezeichnung „Zemet“, „Koks“ oder „Kakao“ im Schleichhandel erhält, ist Heroin unter dem Namen „Etsch“ in St. Paulis Verbrecher- und Matrosenkneipen bekannt. Opium ist ebenso wie die vorgenannten Gifte für den menschlichen Körper überaus schädlich. Schon ein einmaliger Opiumgenuß kann böse Erkrankungen des Nervensystems nach sich ziehen, ein häufiger Opiumgenuß führt im allgemeinen in ganz kurzer Zeit zur völligen Zerrüttung des Körpers und zum dauernden Siechtum.

Dafür, daß der seefahrende Chinese sein Opium nicht zu entbehren braucht, ist gesorgt. Findige Chinesen haben in den berühmtesten Straßen St. Paulis, wie übrigens in allen Großstädten Europas, Gelegenheit gefunden, versteckt liegende Keller als Opiumsalons einzurichten. Diese chinesischen Opiumhöhlen werden im allgemeinen nur von den Chinesen und Malaien besucht und sonst streng geheimgehalten. Es erfordert für den Europäer einen großen Aufwand von List und Energie, um sich einmal Eingang in eine solche chinesische „Opiumhöhle“ zu verschaffen. Da der Betrieb in den Opiumkneipen stets ruhig zugeht, so daß selbst die nächsten Nachbarn von dem Betrieb nichts wahrnehmen können, ist ihre Entdeckung für die Polizei besonders schwierig. Die chinesischen Opiumhöhlen liegen wohl sämtlich in St. Pauli (der Hafenstadt von Hamburg), und hier vor allem in der Gegend, in welcher sich das chinesische und malaiische Element konzentriert. Genau so wie in Berlin und übrigens auch in Hamburg die Nachtbetriebe aller Nuancen ihre „Anreißer“, „Schlepper“ und „Spanner“ haben,

bedient sich auch der Opiumwirt solcher Hilfsmittel. „Anreißer“, „Schlepper“ und „Spanner“ sind aber hier ebenfalls Chinesen, welche durch langjährige Übung befähigt sind, unter ihren Rajsegenossen die opiumlüsternen Gesellen sofort herauszufinden. Mit allergrößter Vorsicht wird bei diesem angefragt, ob sie eine Pfeife „Opium“ suchen. Dann bringt der Schlepper den Kunden in das Haus, wo der Spanner ihn in die gut versteckte Opiumhöhle geleitet.

Gerade eben, 12 Uhr nachts, läßt der chinesische Spanner einen europäischen Gast in das Haus ein. Zunächst gelangt der Besucher in einen matt erleuchteten Vorkeller, wo die Zahlungsprozedur vonstatten geht und Mantel, Schirm, Stock und etwaige Waffen abgegeben werden müssen. Darauf nimmt ihn ein großes, mit roten Teppichen ausgeschlagenes Zimmer auf. Nokes, fast ganz abgedämpftes Licht läßt ihn mehrere Ruhbetten sehen, auf denen einige Gäste in schweren Träumen sich unruhig umherwälzen. Eine widerlich süße Atmosphäre umgibt ihn. Der tief sich verneigende Opiumwirt bringt die lange Opiumpfeife, tut ein Opiumkügelchen in den kleinen Pfeifenkopf und weist ihm ein Ruhbett zu. Leise, fast unhörbar schleicht der alte Chinese davon, aber nicht, ohne vorher noch einen kurzen Blick auf seine übrigen Gäste geworfen zu haben. Alles ist ruhig, nur ab und zu stößt einer der Opiumgäste einen leisen, fremdsprachigen Laut aus oder ein anderer gestikuliert im Traum wildverlangend mit Armen und Händen. Vorsichtig nimmt der Gast einen Zug aus seiner Pfeife und darauf nach einer kleinen Pause eine zweiten. Dann raucht er bedächtig weiter. Neugierig betrachtet er seine Schlafkameraden, zählt acht, neun Chinesen und ein glattrasiertes Weißgesicht, das sich im Traum zu einer lachenden Frage verzieht und „oh yes“, „oh — oh“, ein langgedehntes „oh — yes“ hören läßt. Und bald umfassen auch den neuen Gast wundersame

Träume, er fühlt sich losgelöst von allem Irdischen und läßt erotische Genüsse über sich ergehen. Eine, zwei, drei Stunden liegt er so im Schlaf, dann schreckt er plötzlich auf. Erst muß er überlegen und nachdenken, wo er sich befindet und wie er hieher gekommen ist. Nur mühsam kommt ihm die Erinnerung. Seine Uhr zeigt die fünfte Morgenstunde. Da steht auch schon der alte Chinese vor ihm, lächelnd verneigt er sich wieder tief und kredenzt ihm in einer papierdünnen Porzellantasse einen heißen Trank. Der Gast nimmt ihn und führt die Tasse vorsichtig an die Lippen. Kaum ist es zu schmecken, was es ist, so stark und bitter ist der Tee. Langsam erhebt er sich; ein wenig Kopfschmerzen sind die Folgen des ungewohnten Genusses. Auch seine Schlafnachbarn sind munter bis auf zwei chinesische Matrosen, welche dank der größeren Quantität des Opiums noch in ihren Träumen liegen. Nochmals betrachtet er seine Umgebung und ein maßloser Ekel überkommt ihn von ihr und vor den Geheimnissen der Opiumnacht, und eiligst verläßt er die Opiumhöhle. —

„Bald widder kommen!“ ruft ihm der chinesische „Spanner“ nach — „Sffie träumen so schön!“

Aus den Blutzahlen des Krieges.

Die Verluste des deutschen Sanitätskorps und die Krankheits-Toten der Wehrmacht.

Von Hartmuth Merleker, Berlin.

Gewiß, es will heute niemand mehr etwas vom Krieg hören, der jetzt schon seit fünf Jahren, durch den Waffenstillstand abgeschlossen, hinter uns liegt. Aber es ist nicht die Schuld der Statistik, daß sie erst jetzt mit der Sichtung und Ordnung ihres unheimlich großen Materials fertig geworden ist.

Neu liegen zwei sehr beachtenswerte Zahlen-sammlungen vor, die die Kriegsverluste auf

deutscher Seite beleuchten. Es sind dies einmal die blutigen Verluste des Sanitätskorps der gesamten deutschen Wehrmacht und zum andern die Verluste des deutschen Landheeres und der Flotte durch andere Einwirkungen als durch Verwundungen, also zumeist durch Krankheiten.

Wenn man bedenkt, daß die Ärzte und die Sanitätsmannschaften eigentlich doch nur zum Bergen, Heilen und zur Hilfe der Verwundeten bestimmt waren, dann ist es sehr bemerkenswert, daß sie insgesamt 19,146 Tote, täglich also bei einer Kriegsdauer von 1623 Tagen 12 (genau 11,8) Köpfe einbüßten.

Insgesamt verlor die Armee 1670 Sanitäts-offiziere, die Schutztruppe 11, die Marine 102, also zusammen 1783 Sanitäts-offiziere. Sanitätsmannschaften verlor das Landheer 5696, die Schutztruppe 36, die Marine 134, also insgesamt die Wehrmacht 5886 Sanitätsmannschaften.

Krankenträger kannte nur die Armee, die ihrer 6508 verlor. Insgesamt starben also an der Front in der Truppe oder an Bord selbst 14,157 Köpfe. Die Wenigen, die davon nicht in der reinen Kampfhandlung fielen, sind wegen der Geringfügigkeit der Ziffer hier mit als gefallen gerechnet.

Militärkrankenwärter, nur in den Lazaretten benötigt, verlor die Armee 576, die Marine 12, zusammen also 588.

Apotheker, Geistliche, Zahnärzte und Lazarettbeamte aller Grade starben im Krieg 256, davon 249 in der Armee, 1 in der Schutztruppe und 6 in der Flotte. Außerdem büßte die Armee 3282 Mann militärischen Personals ein, die der Krankenpflege dienten, und schließlich starben 863 Angehörige der freiwilligen Krankenpflege, die der Wehrmacht nicht dauernd angehörten.

Den höchsten Prozentsatz der Kriegsteilnehmer unter den Sanitäts-offizieren büßte die Schutztruppe ein, 8,1 % von 135, dann die Flotte mit 7,5 % von 1359; die Armee